

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

MINISTER STUCKIS BERICHT

Es kommt nicht häufig vor, daß ein schweizerischer Diplomat seine Erinnerungen der Oeffentlichkeit preisgibt. In manchen Fällen hätte diese ja auch nicht viel davon zu gewinnen. Wenn heute nun eine Persönlichkeit, die so sehr der Publizität abhold ist wie Minister Walter Stucki, für den letzten Abschnitt seiner Mission in Vichy die Gewohnheit des Schweigens preisgibt, so drängt sich die Frage nach den Gründen auf. Der Verfasser gibt selbst die Antwort, indem er eines seiner letzten Zusammentreffen mit *Pétain* schildert anlässlich eines Nachtessens, zu dem ihn der Marschall gebeten hatte. Es fand am 11. August 1944 statt, in den Tagen, in denen sich die Niederlage der Deutschen in der Normandie entschied, und «verlief außerordentlich melancholisch und still». Der alte Marschall befürchtete eine dramatische Entwicklung und daß «die äußeren und die inneren Feinde» die Tendenz haben würden, die geschichtliche Wahrheit über die Ereignisse in Vichy zu unterdrücken oder zu entstellen. Deshalb bat er den Vertreter eines befreundeten, neutralen und angesehenen Staates, Zeuge aller Vorgänge zu sein und darüber zu berichten. Minister Stucki sagte zu; er zeichnete die Vorgänge, deren Zeuge er nun wurde, fast stündlich auf.

Diese Tagebuchnotizen über die Ereignisse vom 12. bis zum 20. August 1944 werden in unveränderter Form wiedergegeben und stellen einen Hauptabschnitt des Buches dar. Das Geschehene ist in großen Zügen ja bekannt, aber nicht in allen seinen zum Teil höchst dramatischen — und manchmal auch melodramatischen — Phasen. Es handelte sich im wesentlichen darum, daß die Deutschen *Pétain* und die französische Regierung durch Bitten, Drohungen und Täuschung zur «freiwilligen» Uebersiedlung nach Belfort veranlassen wollten, daß Laval und *Pétain* aber einsehen, daß eine Zustimmung zu diesem Ansinnen sie in den Augen aller Franzosen zu Landesverrättern machen würde. Für den Fall, daß *Pétain* nicht geht, wird von den Deutschen die Bombardierung von Vichy angedroht. Dank der Vermittlung Minister Stuckis wird folgende Lösung gefunden: *Pétain* wird von den Deutschen mit Gewalt zur Abreise gezwungen, aber die Verteidiger des Marschalls wie die deutschen Angreifer unterlassen es, ihre Gewehre zu laden. So beschränkt sich die Gewaltanwendung auf das Aufbrechen verschlossener Hotelzimmertüren. Der Verfasser bemerkt: «Der Marschall war von einer geradezu unheimlich wirkenden Ruhe. Ich glaube, daß er die Vorgänge gar nicht richtig erfaßt hat.» Das Urteil, wenigstens unserer Zeit, über die Männer von Vichy ist gefällt, so daß der Bericht über ihr Irren und Schwanken heute kaum mehr als menschliches Interesse beansprucht.

Viel wichtiger, weil entscheidend für Leben und Tod von Tausenden und für das Schicksal einer großen Stadt, erscheint uns heute die mutige Intervention der

machtvollen Persönlichkeit Stuckis in den Tagen vom 22. bis zum 27. August, die eine kampflose Besetzung von Vichy durch die FFI. ermöglichte. Die lebensgefährlichen Fahrten des schweizerischen Gesandten durch das Niemandsland, während die anderen diplomatischen Missionen ein klägliches Schauspiel der bloßen Sorge um ihre Sicherheit gaben, die heiklen Verhandlungen mit der Widerstandsbewegung, die über die Deutschen und über Vichy ungeheuer erbittert ist, die Vorstellungen bei den äußerst nervös gewordenen deutschen Truppen bilden, wie Stucki es selbst bezeichnet, ein Beispiel «aktiver Neutralität». Der glänzende Erfolg der Vermittlertätigkeit wurde, wie man weiß, von den Franzosen in seiner vollen Bedeutung begriffen, und die Abreise des zusammen mit dem päpstlichen Nunzius zum Ehrenbürger von Vichy ernannten schweizerischen Gesandten gestaltete sich denn auch zu einer Triumphfahrt.

Hier finden wir das zweite Motiv der Schrift Stuckis. Sie soll angesichts der Aeuserungen ungerechtfertigten Mißtrauens, die gelegentlich von alliierter Seite gegen Minister Stucki fallen, weil er die Schweiz in Vichy von 1940 bis 1944 vertrat, und weil er aus seiner Hochachtung für Marschall Pétain nie ein Hehl machte, daran erinnern, wie die Rolle des schweizerischen Gesandten von den nächsten Zeugen seiner Tätigkeit beurteilt wurde.

Unter den dem Buche in Faksimile oder wörtlich beigegebenen Dokumenten nehmen die geschwätzigten Briefe Hitlers an Pétain in ihrer fehlerhaften Ausdrucksweise und plumpen Verlogenheit einen besonderen Platz ein. Ueberhaupt trägt der dokumentarische Teil dazu bei, die Aufzeichnungen Stuckis «Von Pétain zur vierten Republik» als einen überaus interessanten Beitrag an die Kenntnis der Geschichte unserer Tage erscheinen zu lassen. Das Hauptgewicht ruht in der Beleuchtung der so fragwürdigen Persönlichkeit Pétains und in der Erklärung der Einzelheiten höchst verwickelter Zusammenhänge. (Verlag Herbert Lang & Co., Bern.)

URS SCHWARZ

WANDERTAGE IN ENGLAND

In der englischen Literatur gibt es irgendwo eine Liste der verschiedenen Arten von Reisenden. Doch abgesehen von der Tatsache, daß sie im Augenblick nicht erhältlich ist, müßte sie, um den heutigen Verhältnissen zu entsprechen, neu überprüft werden. Denn der romantische Reisende ist verschwunden und der sentimentale hat seinen Gesichtspunkt geändert, der pedantische freilich ist — ach! — immer noch da und zerdrückt plumpen Fußes und mit schweren Händen alle Schönheit und die Bedeutung der Dinge, wie es seinerzeit, im Jahre 1798, der alte Erzdiakon Coxe der Schweiz gegenüber machte. Und als neue Erscheinung taucht dazu der lärmig muntere Reisende auf; ja, er ist schwer zu vermeiden. Und der appetit-gesegnete Reisende, einst nur den Oberklassen entstammend, kommt jetzt aus allen Ständen und dafür wollen wir dankbar sein; denn der gesunde Appetit ist die ansprechendste aller Tugenden.

Und dann ist ein Max Geilinger¹ da. Und wenn wir ihn als eine Klasse für sich bezeichnen, so geschieht es ganz ohne Schottenblick auf Gegendienste, nur deshalb, weil Geilinger der einzige Reisende der letzten Jahre ist, der England wirklich gesehen hat, und er sah es, weil er die richtige Ausrüstung mitnahm. In ein humorvolles Land nahm er Humor mit; in ein Land scheuer, heimlicher Schönheit nahm er ein Auge mit, das scheue Dinge sieht — Shakespeares Auge — und in das am meisten lyrische Land der Welt nahm er sich selber mit. Dabei mag er, als lyrischer

¹ Max Geilinger, «Wandertage in England», Büchergilde Gutenberg, 1947.

Dichter, nasse Füße bekommen haben; aber es uns zu erzählen, brachte er alles nach Hause zurück, was wesentlich ist.

Hie und da wundert man sich, ob sich Geilinger seiner eigenen Feinheiten bewußt ist oder ob sie einfach aus seiner lyrischen Grundstimmung heraus erfolgten. Man hat es uns oft genug gesagt und mit Beispielen belegt, daß eine Insel, die als solche vieles aufnimmt und nichts weitergibt, das Heim der Gegensätze sei, der Gegensätze von Volk und Zeitstimmung. Aber wo, außer hier, ist dies bis ins Textgewebe des Buches hinein übernommen? Ein Beispiel genüge; Geilinger ist auf seinem Weg nach Stonehenge und notiert: «Der Weg dahin führt übrigens am herrlichen Landsitz von Sir Oliver Lodge vorbei, dem bekannten Forscher auf dem Gebiet der Elektrolyse.» Und plötzlich erhalten Stonehenge und Elektrolyse höchst natürlicherweise ihren Platz Seite an Seite, auf der Insel und in unserem Geiste.

Und dann die Kathedralen. «Keine Stilkritik, Eindrücke!» sagt Geilinger, und wir können ihm nur erwidern: «Gott sei Dank!» Denn der Kunsthistoriker kann uns mit seinen Begriffen und Namen bis ins Gefühllose niederknüppeln. Einmal sah ich — Rücksicht verbietet mir, ihre Nationalität zu nennen — eine Gruppe von Touristen die Kathedrale von Salisbury umwandern, denen ihr Führer seine Kenntnisse vorleierte, während sie selbst ihre Nasen tief in ihren Notizbüchern vergruben. Wir alle wissen so obenhin, daß Salisbury die vollendetste der englischen Kathedralen und Durham die trötzig grimmste ist und daß die von Ely am meisten überwältigt; aber wer hat je für uns vorher den Gesang der englischen Kathedralen erfaßt, der, unter sich verschieden, aus ihren hochgetürmten Steinen aufsteigt? Französische Freunde haben das englische Fächergewölbe bedauert und es zu seinem Nachteil mit dem erhabenen Schwung ihrer eigenen gotischen Dächer verglichen. Geilinger blieb es vorbehalten, die geistige Bedeutung solcher Fächergewölbe zu entdecken: «Oft tropft in den spätgotischen Chorbauten spielerisch überschüssige Kraft von der fast flachen Decke überall wieder herunter, sich zu Stein verhärtend.»

Es ist schwer, in einem Buch, wo jede Seite reich ist an Unerwartetem, besondere Einzelheiten auszuwählen; aber einige bleiben in der Erinnerung haften. London: «O die Dämpfe und Dünste, die den Stein der Kontore und Kirchen schwärzen, bis er bröckelt; die den langweiligsten Fassaden eine unendliche Fülle von grauen und schwarzen Farbtönen leihn! Wer hätte sich träumen lassen, daß es so viele Arten von Schwarz gibt?» Und dann wieder, bei Bath: «Im großen Pumpraum des Kursaals, langsam zu den Klängen einer altmodischen Musik seinen Tee schlürfend, hatte man den Eindruck, man sei sein eigener Urgroßvater.» (Ich kenne dieses Gefühl. Man bekommt es in Kensington.)

Und dann sind die Blumen da und die Vögel und zu guter Letzt ein Lobgesang zu Ehren der Feldwege, der «lanes», und obschon unser Reisender zu ehrlich ist, den vorbeifahrenden Lastwagen mit seinem Petrolgestank zu vergessen, gibt es dort Heiderosen und Ginster, Brombeergeranke und im Frühling die «bluebells», aufblühend unter dem Rufe der Goldammer. Für diesen Ruf fand Geilinger eine schönere Fassung als jene, die wir dafür in unserer Kindheit hatten; denn wir sagten: «Ein bißchen Brot und — kein — Käs!»; hier die schönere: «Lieb mich ein bißchen, wenn — du — kannst!»

Von all den Leuten, die vor uns hintreten, Geistlichen, Grubenarbeitern, Fischern, Gärtnern und dem Volk, mit dem man über die Gartenhecke plaudert, bleibt hier nur Platz für eine Gestalt — jene der entzückenden jungen Schottin, die, allein zu einer Geschäftsreise nach London gezwungen, ihren zahmen Schwan mit sich nimmt. Das macht einen stolz darauf, Schottin zu sein.

Aber Geilinger wahrt sich das Recht, eine Klasse für sich zu bleiben, eine bei Reisenden nur allzu seltene Eigenschaft. Denn bei all den Wahrnehmungen, die lebendig vor ihm aufzucken — jede Reise ist ein gesteigertes Leben, sagt er — verdunkelt er nie seinen eigenen Hintergrund. Täte er dies, vermißten wir manche

entzückenden Dinge — so, daß er sich in Westminster Hall der kleinen Kirche von Greifensee erinnert oder daß ihm im Zwielficht des England von König Artus die Erkenntnis dämmert, es müsse in jenem England von damals soviel Könige gehabt haben als jetzt Gemeindepräsidenten im Kanton Zürich. So spinnen sich die Fäden rückwärts und vorwärts, und beide Länder werden lebendig.

Einmal nur legte ich das Buch mit einem Seufzer der Entsagung auf die Seite. Jahre hindurch suchte ich nach einem Ausdruck für jenes milde Wohlwollen, das einen nach einem Tee in England überkommt. Geilinger fand ihn als erster: «Innerlich durchwärmt und angeregt, strömt man ein gedämpftes Wohlwollen aus und könnte die Welt, über die man sich zur Teestunde erhaben fühlt, gönnerhaft umarmen wie ein Onkel ein junges Mädchen.»

Aber ich weiß, was ich tun würde, wenn ich es könnte. Ich würde dieses Buch jedem in diesem Land in die Hände drücken, der Englisch lernt, und ließe ein Examen darüber bestehn, und ließe jeden, der es nicht *mit Auszeichnung* bestände, gar nicht nach England hinein. Denn in diesem Buche lebt jenes England, das immer leben wird, was auch die Geschichte für diese Insel im Westen noch bereithalten mag, jenes England, das vielleicht der Welt das bedeuten wird, was Griechenland für Europa bedeutete, das England Shakespeares und Charley Browns, das England des großen Kardinals Beaufort, der das Seine dazu beitrug, Jeanne d'Arc zu verbrennen, und es nachher so bitterlich bereute, das England des Schweinehirten auf dem Eingangsbild dieses Buches, wie er auf der Kathedrale von Lincoln für immer sein Horn bläst, jenes England, in dem sich Meer und Blumen treffen und in dem selbst der schlimmste Schmutz und Rauch Londons Steine zur Schönheit wandelt.

MARY HOTTINGER

BERICHTIGUNG

In der Besprechung des Buches von Paul Gessler: «Vom Erzogenwerden und Erziehen» (Nr. 1) hat ein Druckfehler den Sinn eines Satzes in sein Gegenteil verkehrt: Seite 63, Zeile 11 von unten soll es heißen: «aber er macht *kein* Hehl daraus und niemand wird ihn deshalb tadeln können, daß der christlich-protestantische Glauben strenger Observanz seinem eigenen erzieherischen Ethos Sinn und Richtung gibt.»

M. Z